

# Zu einem Literaturbericht über die Geschichte des Deutschen Ordens

von

Hartmut Boockmann

Auch zwölf Jahre nach dem Erscheinen eines Buches ist dessen Rezension dem Autor willkommen, zumal wenn sie sachkundig ist und ihn auf Irrtümer aufmerksam macht. Das trifft auch für die meinem Buch über den Deutschen Orden<sup>1</sup> geltenden Partien von Friedrich Benninghovens Literaturbericht in dieser Zeitschrift<sup>2</sup> teilweise zu – und es würde noch mehr zutreffen, wenn diese Kritik nicht einmal Jahre, aber doch wenigstens Monate früher erschienen wäre. In diesem Falle hätte ich die zwei oder drei Stellen, wo Benninghoven sachliche Unrichtigkeiten benennt, für die vierte Auflage meines Buches, die in diesem Frühjahr erscheint, berücksichtigen können.

Doch geht es dem Kritiker nicht nur um solche punktuellen Berichtigungen. Er hat auch Einwände grundsätzlicher Art, über die sich, so scheint mir, zu diskutieren lohnt. Ich stelle diese Bemerkungen aber auch deshalb zusammen, weil ich mich gelegentlich dort, wo es mir um wichtige Fragen zu gehen scheint, mißverständnisse sehe.

Benninghoven fällt auf (S. 582), „daß der Kulturleistung des Ordensstaates ... kein eigenes Kapitel gewidmet ist“. Ich selbst weise (S. 15) ausdrücklich auf diesen Sachverhalt hin und begründete mein Verfahren damit, daß ich nicht die Absicht hatte, ein Handbuch zu schreiben. So wäre zu fragen, ob ich ohne ein solches Kapitel ein Zerrbild gegeben habe. Meint der Kritiker das? Und es kommt hinzu, daß es aufgrund der heute zur Verfügung stehenden Kenntnisse gar nicht so recht möglich wäre, einfach einen Abschnitt zum Beispiel über die Musik oder die Malerei „des Ordensstaates“ zu schreiben – ganz abgesehen von der Frage, ob in einem Buch über den Deutschen Orden nicht zwischen Musik und Malerei des Ordensstaates und des Ordens selbst unterschieden werden müßte.

Der Reihenfolge dessen, was Benninghoven bemerkt, folgend, komme ich nun zu seinem Zweifel, ob es „nötig war“, die Deutung der Deutschordensgeschichte im 19. und früheren 20. Jh. eigens zu behandeln (S. 582), zumal man ja, wie er schreibt, befürchten müsse, daß einer solchen Darstellung von gegenwartsbedingten Motiven ihrerseits wiederum solche Motive zugrunde lägen. Das ist in der Tat nicht auszuschließen. Doch was folgt daraus? Darf man angesichts der Vermutung, man selbst sei in seine Gegenwart eingebunden, nicht nach solchen Bindungen früherer Historiker fragen? Die hier berührten methodologischen Fragen nicht weiter vertiefend, darf man doch wohl einfach sagen, daß umgekehrt ein Schuh zustandekommt. Wenn man überhaupt hoffen kann, die Bedingtheit eigenen Urteilen in Rechnung zu stellen, dann allenfalls so, daß man die heute erkennbaren Bedingtheiten früheren Urteilens sichtbar macht. Daß dies nicht heißen kann, frühere Urteile „in billiger Weise zu bespötteln“ (S. 582), versteht sich von selbst. Daß Benninghoven mir ein solches Verfahren vorwirft, strapaziert meine Geduld

1) H. Boockmann: Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte, zuerst München 1981, 4. Aufl. 1994.

2) 42 (1993), S. 581–590.

denn doch ein wenig. Wenn er hinzufügt, daß man Romantik und Nationalbewegungen bedenken müsse, dann klingt das so, als wüßte ich das nicht und als ginge das aus meinem Text nicht hervor. Ich rede jedoch S. 238 ff. in aller Ausführlichkeit von diesem Zusammenhang und spreche auch von dem hier wirksamen „sanctus amor patriae“, der allerdings etwas anderes ist als nationalistische Apologetik.

Im folgenden moniert der Rezensent, ich stellte die Kreuzzüge als den Hintergrund, vor dem die frühe Geschichte des Deutschen Ordens zu verstehen ist, nicht hinreichend dar. Was hier hinreicht oder nicht, ist eine Ermessensfrage. Doch geht es nicht nur darum. Benninghoven argumentiert gewissermaßen fundamentalistisch, indem er meint, diesen Zusammenhang könne „offenbar“ nur ein Historiker darstellen, „der selbst auch weiß, was Glauben ist“ (S. 582). Hier wird ein außerhalb der Geschichte angesiedelter Glauben eingeführt, mit dem man als Historiker nicht eben viel anfangen, durch den man aber durchaus behindert werden kann. Ob eine persönliche Verwurzelung im evangelischen Bekenntnis eine besonders gute Voraussetzung ist, mittelalterliche Religiosität und Kirchlichkeit angemessen darzustellen, wird man bezweifeln können. Doch hilft, wie Gottfried Maron vor einigen Jahren gezeigt hat<sup>3</sup>, auch der nachtridentinische Katholizismus hier nicht weiter.

Religiosität und Kirchlichkeit hatten im Mittelalter, so einfach wie möglich gesagt, eine handfestere Gestalt, als moderne Frömmigkeit vermutet. Bernhard von Clairvaux, den ich zitiere und den Benninghoven gegen mich ins Feld führt, ist ein Zeuge dafür. Der Hinweis auf Josef Fleckenstein führt ins Leere – ich sage nichts anderes als er.

Benninghoven vermißt in diesem Zusammenhang wiederum den größeren geistesgeschichtlichen Kontext. So hat man es abermals mit der schon erwähnten Ermessensfrage zu tun. Ich meine schon, den allgemeineren Zusammenhang, soweit dieser zum besseren Verständnis dessen, was ich darstellen will, nötig ist, skizziert zu haben. Was ich allerdings vermeiden wollte, sind feierlich undeutliche Reden über den Geist des Abendlandes, der im Deutschen Orden Gestalt gewonnen habe, und dergleichen.

„Stattdessen“, so schreibt Benninghoven (S. 583), erwähnte ich, daß der heutige Berliner Stadtteil Tempelhof seinen Namen einem der drei großen Kreuzzugs-, nämlich dem Templerorden, verdanke. „Stattdessen“ tue ich das selbstverständlich nicht. Aber ich tue es, um beiläufig sichtbar zu machen, wie vielfältig unsere heutige Lebenswelt von hochmittelalterlichen Gegebenheiten geprägt ist. Benninghoven entdeckt hier den „Stil des Fernsehconferenciers“. Mein Kritiker verbringt seine Abende offenbar anders als ich. Soll hier der Fernsehconferencier gelobt oder soll ich getadelt werden? Benninghoven wirft mir offensichtlich Primitivismus vor. Ich dagegen bin nicht geneigt, mich von einem Archivdirektor darüber belehren zu lassen, wie man einem gebildeten Publikum die ältere Geschichte nahezubringen habe.

So meine ich nach wie vor, daß „Frömmigkeit und Höllenangst“ Motive seien, die einem modernen Betrachter einigermassen fremd sind. Es mag ja sein, daß mein Rezensent zu diesen Betrachtern nicht zählt (S. 584). Doch hätte ich mich

3) G. Maron: Wer hat einen besseren Zugang zum Verständnis des Mittelalters: Katholiken oder Protestanten?, in: Papsttum und Kirchenreform. Historische Beiträge. Festschrift für Georg Schwaiger zum 65. Geburtstag, hrsg. von M. Weitlauff u. K. Hausberger, St. Ottilien 1990. Im Untertitel heißt es: „Eine freundschaftliche Gegenrede auf eine allzu schnelle Antwort“. In der Tat: eine „allzu schnelle Antwort“ verdient diese Frage nicht.

vertan, wenn ich damit gerechnet hätte, die Mehrzahl meiner Leser würde die Hölle fürchten. Daß sie das vielleicht tun sollte, steht auf einem anderen Blatt. Meine Aufgabe ist es nicht, diese Furcht zu verbreiten.

Doch geht es nicht so sehr um die heutigen Leser wie um die Brüder des Deutschen Ordens. Warum wurden sie das? Diese Frage erörtere ich einigermaßen ausführlich. Benninghoven meint, am Ende stellte ich die Sache so dar, als hätten „eigensüchtige Motive“ (S. 584) im Vordergrund gestanden. Ich habe nicht den Eindruck, dies sei die Quintessenz dessen, was aus meiner Darstellung hervorgeht. Meinen kann man das wohl nur, wenn man sich in seinen einigermaßen anachronistischen Erwartungen im Hinblick auf die Zeit um 1300 gestört sieht.

Ganz in diesem Sinne wirft mir Benninghoven (S. 585) „übertriebenen Skeptizismus“ im Hinblick auf die Anfänge des Deutschen Ordens in Preußen vor. Doch woran wäre das zu messen? Auf diese Frage erhält man vielleicht eine Antwort, wenn man auf der folgenden Seite im Hinblick auf eine Bemerkung von mir bei Benninghoven liest, diese Aussage werde „die Polen freuen!“. Dieses dichotomische Argumentationsmodell, in dem die einen Aussagen erfreulich für die Deutschen und die anderen für die Polen sind, wollte ich in der Tat vermeiden, und ich meine, es auch vermieden zu haben. Benninghoven spricht (S. 586) von der „ideologischen Tendenz der siebziger Jahre“. Er stützt sich darauf, daß ich an der von ihm gemeinten Stelle von „osteuropäischen Städten“ spreche. Ich hätte an dieser Stelle auch „ostmitteleuropäisch“ sagen können. Doch damit hätte ich „die Polen“ sicherlich mehr erfreut, da man ja in Polen damals wie heute großen Wert darauf legte und legt, nicht zu Osteuropa gerechnet zu werden.

Ebenso wie Benninghoven auf „eine Anzahl von Flüchtigkeits-, orthographischen und Druckfehlern“ leider nicht eingeht (S. 590), will ich darauf verzichten, hier alle Stellen seiner Rezension namhaft zu machen, die mir unangemessen erscheinen. Doch mag ich nicht übergehen, daß Benninghoven in seiner Bemühung, mich auf ein allzu zeitgeschichtlich motiviertes Deutungsmuster festzulegen, Kritik an meinem Vergleich der Hochmeisterresidenz Mergentheim mit der Bundeshauptstadt Bonn übt (S. 588). In diesem Punkte bin ich gegen eine Umkehrung dessen, was ich geschrieben habe, nun allerdings ein wenig empfindlich. Ich habe an der von Benninghoven kritisierten Stelle darauf hingewiesen, daß das zunächst als provisorischer Hochmeistersitz deklarierte Mergentheim allmählich in einer Weise diesen provisorischen Charakter verlor, wie man das an der bundesrepublikanischen Hauptstadt Bonn ebenfalls beobachten könne. Auch dort seien die notwendigen Zentralbehörden ungeachtet des provisorischen Charakters der Hauptstadt eingerichtet worden. Wenn man heute erlebt, daß trotz dem Bundestagsbeschluß über die Hauptstadt Berlin Bonn in den letzten Jahren nicht nur nicht zum Provisorium zurückverwandelt wurde, sondern auch künftig Hauptstadt bleiben soll, so nimmt sich meine im Frühjahr 1981 geschriebene Bemerkung gar nicht so schlecht aus. Was erwartet mein Kritiker eigentlich? Hätte ich 1981 nicht zur Kenntnis nehmen sollen, daß es damals in Bonn die „notwendigen Zentralbehörden“ (S. 229) gab? Oder hätte ich nach der Wende diesen Absatz streichen und so tun sollen, als hätte es diese Zentralbehörden nie gegeben? Tatsächlich hin ich hier in der Sache, es läßt sich gar nicht leugnen, mit meinem Kritiker ganz einig. Nicht ohne inquisitorischen Eifer hat dieser aus meiner Bemerkung etwas herausgelesen, was ich nicht nur nicht gesagt habe, sondern was ein anderer aus ihr wohl auch schwerlich herauslesen wird. Und das gilt nicht nur für diese Stelle.